Nummer 38

Berliner Familien-Zeitung

Mittwoch, 14. Februar 1923

Die Geißel der Fünfhundert

Roman von Victor Helling

[illegible] Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Du hast dich nicht getäuscht. Dabei wird es bleiben“, lautete die Antwort.

„Es ist gut. Aber die anderen! Diese glutäugige Stadt tut unseren Leuten nicht gut. Deswegen dränge ich zum Aufbruch. Unser Geschäft kann nicht von verliebten Katern betrieben werden.“

Achim Sengster schüttelte den Kopf. „Erst müssen wir doch einmal alle beisammen sein. Und dann versetz' dich in die Lage unserer Leute. Solange sie sich nicht verlieben, hat es keine Gefahr, wenn sie ihr braunes Mädel auf den Schoß nehmen.“

„Und wenn sie vor allen Dingen das Maul dabei halten“, setzte Mac Carthy hinzu.

„Keiner redet sich unnütz um Kopf und Kragen.“

„Solange er nüchtern ist. In Liebesdingen nüchtern. Aber du weißt, daß die Polizei von unseren Verliebtheiten lebt; ehe sie nach einem in seiner Wohnung fahndet, geht sie zu seiner Geliebten, wo er sich im Bette versteckt hat; will sie etwas herausspionieren, hat sie nichts weiter zu tun, als die Freundinnen des Gesuchten eifersüchtig zu machen.“

Das war Mac. Immer willensstark und streng mit sich wie kein zweiter unter den Zwölfen. Trotzdem sagte Achim Sengster: „Zerbrich dir nicht den Schädel über Gefahren, die noch nicht geboren sind, Mac. Und nun laß halten. Hier ist die Nationalbank.“

Achim Sengster hatte kaum seinen Namen genannt, der ihn in Venedig deckte, als er sich mit schmeichelnder Dienstfertigkeit empfangen sah.

„Ah, Mister Hyking! Außerordentlich erfreut!“ Der Bankvorsteher umsprang ihn unter Bücklingen. „Wir waren auf Ihre Ankunft vorbereitet. Wir hoffen, daß Sie alles zur vollsten Zufriedenheit vorgefunden haben.“

Er erkundigte sich, ob der gemietete Palazzo zusage, ob die Reise nach Wunsch verlaufen sei. Der Amerikaner dankte mit gut gespieltem Phlegma. Er sagte, daß ihn nur eine Kleinigkeit heute herführe. Er verfüge über drei Millionen bares italienisches Geld.“

Der schwarze Gehrock des Vorstehers umhüpfte ihn. „Wir werden Ihnen das Kapital vorzüglichst anlegen.“

„Nein, wechseln Sie es. Halb in Französisch, halb in Deutsch.“

„Subito! Sofort! Bis Mittag, wenn Sie gestatten. Sie wünschen nach Monte Carlo zu reisen?“

„Möglich.“

„Und ich habe doch recht verstanden. Sie wünschen auch deutsches Geld? Darf ich fragen, ob Sie günstige Informationen haben?“

„I hope.“

Der Gehrock tanzte, während Mister Hiram Joe Hyking ein schweres Päckchen Banknoten auf den Tisch warf. Tausend-Lire-Noten, zu je fünfzig gebündelt.

„Ich lasse das Geld abholen. Nennen Sie die Stunde.“

Man einigte sich auf den Nachmittag. Trotzdem erlaubte sich der Bankvorsteher darauf hinzuweisen, daß die Summe bis zur definitiven Abreise Mister Hykings in der Stahlkammer besser untergebracht sein dürfte.

„No!“ lautete die Entgegnung. „Ich reise zu einer Stunde, wie sie mir gefällt. Früh um drei oder abends um neun. Und überdem wissen Sie, daß man mit den Schrankfächern in letzter Zeit hierzulande schlimme Erfahrungen gemacht hat.“

Der Bankvorsteher krümmte sich bedauernd, daß derartige Schreckensgerüchte bereits die Fremden zu alarmieren imstande gewesen seien. Er wußte sofort zu versichern, daß solche heillosen Vorkommnisse wie in der Banca dell' Emilia zu Bologna in diesem Institut völlig ausgeschlossen seien. Ganz abgesehen davon, daß er zu wissen glaube, daß zur Stunde bereits die Räuberbande des Lion Carnari bis auf den letzten Mann hinter Schloß und Riegel sitze.

„Das beruhigt mich“, gab der Mister zur Antwort und zog eine große Zigarre aus der Tasche, zu der der Bankvorsteher Feuer zu beschaffen sich beeilte. „Aber die Räuber des — wie sagen Sie . . .?“

„Lion Carnari, Mylord!“

„Schön, diese Räuber sind nicht die einzigen, die es auf Stahlfächer abgesehen haben, in denen sie bares Geld wissen.“

„Gewiß. Ich muß Ihnen beipflichten. Aber unsere Stahlkammer darf getrost jedem unberufenen Besuch entgegensehen. Ein Oeffnen der Schlösser, die Sie hier bemerken, setzt umgehend ein Läutewerk auf der nächsten Polizeistation in Bewegung. Diese Leute sind in zwei Minuten zur Stelle, denn ihre Wache liegt unmittelbar neben dem Bahnhof da drüben.“

„Ein Läutewerk besitzt die unangenehme Eigenschaft, im entscheidenden Moment zu versagen.“

„Das ist bei unserem ausgeschlossen, weil eine doppelte, von verschiedenen Elementen gespeiste Stromleitung durch den Kanal läuft.“

„Ein Vaporetto oder sonst ein Fahrzeug des Kanals kann die Drähte zerschneiden.“

Der [illegible] im Gehrock lächelte. „Auch das ist unm[illegible] die Alarmdrähte nicht das Wasser ber[illegible] unter dem Belag einer Brücke ihre[illegible] zulaufen.“

[illegible] Das erfekt in der Tat den Wächter, der [illegible] Ueberzahl ohnehin ohnmächtig ge[illegible]t. Ich werde überlegen, ob ich nicht doch während meiner Abreise meine Pretiosen bei Ihnen deponiere.“

„Sie könnten nichts besseres tun, Mylord. Beachten Sie dort die Dame in Blau. Es ist Madame Grenier, die Gattin des bekannten Geschoßfabrikanten in Noyère. Sie ist die glückliche Besitzerin des Perlenhalsbandes der berühmten Dubarry. Sie weiß, wo es ratsamer ist, ihren Schatz aufzubewahren, in ihrem Hotel auf dem Lido oder bei uns.“

„Well! Mein Privatsekretär wird Ihnen einiges bringen.“

„Es wird uns eine Ehre sein, Mylord!“

Mister Hyking hatte gesehen und gehört, was ihn fesselte. Der Bankvorstand geleitete ihn bis zur Gondel.

In demselben Augenblick trat die Französin in ihrem veilchenblauen Kostüm wieder ins Freie. Mister Hyking machte ihr Platz, ließ ihrer Gondel den Vortritt. Es kam zu einem stummen Gruß, den der Amerikaner in gemessener Artigkeit erwiderte. Es geschah nichts ohne Vorbedacht.

Als die Madame mit ihrem Diener in einer Mietgondel Platz genommen hatte, sprang er in die eigene. Giuseppe mußte die voranfahrende nochmals überholen und eine Weile, wie zufällig, Bord an Bord mit ihr den Canal Grande entlang fahren. Madame Grenier ließ ihr Lorgnon nicht vom Auge.

„Wozu das?“ fragte Mac Carthy. „Wer ist das Weib, das unseren Jungen mit den Augen fraß?“

„Ich sehe, dieser Giuseppino dem ganz Venedig zulächelt, ist zu einigem gut,“ sagte Sengster.

„Dann wäre es geraten, ihn in unseren Diensten zu behalten, auch wenn wir diese enge und übelriechende Stadt längst hinter uns haben. Er eignet sich, der Unsere zu werden.“

„Wir sind schon zwölf. Dreiviertel von uns sind Spieler von Beruf. Wir alle Spieler, die stündlich ums Leben spielen. Spieler pflegen abergläubisch zu sein. Ich kann dir den Dreizehnten nicht genehmigen.“

„Das ist lächerlich.“ Der Irländer schürzte die schmalen Lippen. „Es genügen zwölf, wenn eine Sache schief gehen soll. Judas Ischarioth war nicht der dreizehnte Apostel.“

„Gib mir jetzt keinen Geschichtsunterricht. Der Junge diente als Anknüpfungspunkt. Der Zufall hat mir Madame Grenier in den Weg geschickt. Es ist die Gattin des Mannes, den Hillairaud uns aufs französische Programm gesetzt hat.“

„Dam'nd! Die Frau des Kanonenkönigs von Noyère?“

Sengster nickte. „Guter Wind ist es. Der provinziale Bankbeamte hat ihn mir selbst in die Ohren geblasen. Der Fischzug wird sich lohnen.“

Zehn Minuten später hielt die Gondel vor einer großen, erzenen Eingangstür, von der ein paar Marmorstufen, zernagt und moosbezogen, in den Kanal herunterführten. Das war der von „Mister Hyking“ gemietete Palazzo Masaccio. Der Portugiese Vigo öffnete das Tor.

„Sie sind angekommen, Bruder.“

„Priuli und Koblank?“

„Vor zehn Minuten. Wir warten auf euch.“

Nun war sie zusammen — diese unheimliche Zwölferschaft, die bis vor einem halben Jahre zwischen den roten Bergen des kalifornischen Goldgräberlagers das Leben der Arbeit in Schweiß und Darben geführt hatte wie hundert andere, äußerlich kaum von den anderen unterschieden, die mit Hoffen und Harren die Spitzhacke und die Patea geführt hatten. Goldwäscher aus aller Herren Ländern.

Aber sie, die einander nicht gesucht und doch gefunden hatten, waren nicht in der großen Flut der anderen untergetaucht. Erst waren es nur zwei gewesen, die ihre eigenen Wege gingen: Achim Sengster und Philipp Hillairaud, der aus einem Vorort Lyons stammte, durch französische und westschweizer Fabriken gegangen und der Fremdenlegion, zu der er sich vor dem Zuchtgericht gerettet hatte, durch eine verwegene Flucht entronnen war. Sie hatten sich gefunden, als sie zusammen in San Francisco gehungert hatten. Zusammen gearbeitet und so viel erübrigt, daß sie eine Parzelle hatten kaufen können — mitten in der Wildnis und Meilen von dem Goldgräberfeld anderer entfernt. In der Einsamkeit hatten sie sich völlig kennen gelernt. Sie hatten etwas, was sie einander verband: sie wünschten beide Rache zu nehmen. Dafür schufteten sie. Deswegen suchten sie der dürren Erde ihre goldenen Schätze zu entreißen. Tagsüber vergeblich. Nachtsüber spannen sie Träume, und aus den Träumen wuchsen Ideen. Sie zu verwirklichen fehlten außer dem unerläßlichen Betriebskapital verläßliche Leute ihres eigenen Schlages.

Lange sahen sie sich nach Gesinnungsgenossen um, aber es schien leichter, auf Gold zu stoßen als auf solche Gehilfen, wie sie sie suchten. Bis eines Tages ein Italiener aufgetaucht war, ein Matrose, ein Riese an Wuchs. In Italien hätte er sich im Panoptikum zeigen können. Es hieß, er komme von einem Meutererschiff, und er mied die Ansiedlungen der „zünftigen“ Goldgräber. Dieser Mann, der Lion Carnari hieß, aber nie von seinem Namen Gebrauch machte, sondern es zufrieden war, daß man ihm den Spitznamen „Peter der Große“ gegeben hatte, bot den beiden Einsamen seine Dienste an. Man wies ihn nicht ab, und er ging sofort an die Arbeit. Er war ein großer Schweiger. Ohne ein Wort zu sagen, legte er am Abend des dritten Tages, wo er seitab von Achim Sengster und Hillairaud ununterbrochen im Sonnenbrand die Hacke geführt hatte, ein paar Steine auf den Tisch der Hütte. Hillairaud stieß einen Schrei aus. Sie waren von fast reinem Golde.

Peter der Große zuckte nur mit den Schultern und brannte sich wortlos seine schwarze Pfeife an. Er legte sich schlafen, während Achim Sengster und der Franzose ins Freie stürmten. Sie fanden an der Stelle, wo Lion Carnari gearbeitet hatte, eine Tasche — ein Pocket, wie in der Sprache der Goldgräber die heißersehnte goldhaltige Erdschicht genannt wird. Das Goldgräberdorf hatte sein großes Ereignis.

Man weiß, wie es dann hergeht. Jeder, der dazu in der Lage war, bot der neuen Goldfabrik seine Dienste an. Rings umher kribbelte es wie in einem Termitenhaufen. Jeder der Nachbarn wollte plötzlich seinen großen Tag haben. Alte Halden waren über Nacht ein Wertobjekt geworden. Erloschene Augen glühten wie Kohlen, der Schweiß rann über die halbnackten Leiber.

Doch die Nachbarn hatten kein Glück. Es blieb bei Sengsters und Hillairauds Pocket, das seinen Namen bekam und ihn der ganzen aus dem wilden, roten Boden wachsenden Kolonie gab: der Schenke zunächst, dem Saloon, der nun nicht mehr leer wurde. Mit der Einsamkeit war es vorbei. Sengsters Hütte hatte den Namen „Mansueta“. Im Mansueta-Pocket sammelte sich alles, was nach Beute fieberte. Die beiden Miner hatten Peter den Großen zu ihrem Teilhaber gemacht, was auf den melancholischen Matrosen keinerlei Eindruck machte. Im übrigen ließen sie die Leute abblitzen. Sie hatten Muße, sich die Rechten auszusuchen. Es mußte nicht von heute zu morgen sein. Sie brauchten Leute, die ganz ihnen gehörten, ihrer Idee, die sie beherrschte. Das große Ziel hatten sie. Das Pocket hatte ihnen nur die Mittel in den Schoß geworfen; der Weg war vorgezeichnet. Sie konnten nur Mitarbeiter brauchen, die zur Dominante ihres Wesens paßten.

Im Goldgräberlager fanden sie sich. Leute, die Gott und die Erde verflucht, aber nicht solche, die sich bei Branntwein und Würfelbecher das Denken abgewöhnt hatten. Allmählich bekamen sie unter diesen von Ketten Zerriebenen und vom Schicksal Gebeugten ihre Leute zusammen. Nun waren es ihrer dreizehn Mann. Zwölf waren mit übers Wasser gefahren, nachdem der Erlös des Carnarischen Fundes samt dem ganzen Pocket zu Geld gemacht worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wehrlosen von heute

Drei Berliner Bilder / Von Ovid in Tomi

Sie treten beide zugleich aus der großen Buchhandlung. Der kleine Japaner erschrickt fast, als ihn der große Blonde mit einem etwas linkischen Hutlüften anspricht. „Verzeihen Sie, ich sah Sie drinnen Bücher kaufen, mein Herr. Ich löse meine Bibliothek auf. Hätten Sie vielleicht Interesse für . . .“ Er nennt ein paar Namen. Der Fremde mustert ihn schräg von unten, denkt zuerst an eine Raubfalle, sieht dann den ehrlichen, müden Blick hinter der etwas angelaufenen Stahlbrille und willigt ein.

Schweigend schreiten sie durch den Herbst. Die hellen Autos brüllen die Straße herunter. Unter den Linden geraten sie in ein Sprachengewirr, das betäubt. Einer schlanken Skandinavierin Pelz löst sich im Gedränge vom Hals. Beim Wiederumnehmen schlägt der ein leises Parfüm duftende Schwanz dem Blonden leicht über das Gesicht. Er schließt einen Augenblick lang die Augen. Der Japaner sieht ihn erstaunt an. Sie gehen in eine Seitengasse.

Ein sauberes Zimmer. Viele Bücher. Ein paar Stiche an den Wänden. Hier und da blasse Tapetenkaros, die ehemals dort hängende Bilder verraten. Der Blonde hängt seinen Schlapphut an einen Nagel: „Bitte“. Der Ton kommt ganz tief unten aus der Kehle, ist etwas verschleimt. „Bitte, hier sind ein paar bibliophile Werke. Ein Hauptmann in Pergament, Holz, George, Erstausgaben — interessiert Sie das? Der Japaner prüft Jahreszahlen, Papier, Rücken und stellt die Bände zögernd zurück. „Widmungsbücher, haben Sie? Dieses nicht.“

Der andere schweigt. Sein Blick fällt nach innen, die Lippen zucken unmerklich. Mechanisch fährt die Hand über die Schreibtischplatte, streift einen Zettel herunter. Er hebt ihn auf. Die Schuhbesohlungsrechnung. Er wiegt das Papier in der Hand. Im Nebenzimmer schreit ein Kind. Er sieht das Gesicht seiner Frau heute früh: der Milchhändler wolle nicht mehr borgen. Hastig fingert er in den Büchern.

„Bitte.“ Der Japaner schlägt das gereichte auf. „Seinem jungen Freunde J. E. zum Andenken an Berliner Stunden. Richard Dehmel.“ „Nehme ich“, sagt der Käufer und nennt eine fremde Währung. Zwei Scheine rascheln. Ein Tür klappt.

Der Blonde geht zum Fenster. Draußen fließt die Spree vorbei. Kähne darauf. Einer nach dem andern. Eins nach dem andern, trommeln die Finger des Mannes. Ausverkauf. Mit einer unendlich wehen Gebärde streichelt er über die Rücke in der Bücherreihe. Dann schminkt er sich ein fröhliches Lächeln auf und geht ins Nebenzimmer.

*

„Herr Berndt, Zimmer 50, zweite Etage, Sie möchten hinaufkommen!“ Aus einer Ecke des lärmenden Hotelvestibüls erhebt sich aus einem Korbsessel ein nicht mehr junger Mann und eilt dem Ruf des Portiers folgend die Treppe hinauf. Er ist etwa fünfundvierzig Jahre, trägt trotz des milden Tages einen Cut, einen etwas lächerlich steifen Hut und dunkle Handschuhe. Vorsichtig klopft er an Nummer 50 an.

„Errein! Are you the buyer? Well, well go.“ Mister John Whistler aus Chicago ist samt Frau und zwei Töchter fertig zum Shopping. Der Fahrstuhl saust. Herr Berndt eilt rasch die Treppe hinunter. Verbindlich lächelnd öffnet er die Tür des Autos. Verbindlich lächelnd setzt er sich neben den Lenker.

Sie besuchen die großen Kaufhäuser, die Wäscheläden, die Modegeschäfte. Herr Berndt fragt nach den Preisen, fragt zurück, bestellt, handelt, zahlt, überwacht das Verschnüren der Pakete.

Miß Olivia, die ältere Schwester hat Augen wie erdunkelte Sonnen, und ihr kurzes, schwarzes Haar unter der Lederkappe quillt in schweren metallischen Locken aus dem Rand. Ihre Hände sind lang und gebräunt, an den Knochen springen hellblaue Aederchen aus der Haut. Ihre Mutter ist Texanerin. Herr Berndt sieht sie oft an, wenn er sie fragt, ob das Armband, der Schal, die Spitze ihr gefielen. Miß Olivia sieht ihn auch an. Wie ein großes, drolliges Tier daheim im Zoological Garden.

Wieder fahren die Auto. Der hinten aufgeschnallte Riesenkoffer ist fast ganz voll von Ware. Herr Berndt freut sich. Ein ehemaliger Kamerad hat ihm den Tip gegeben, Einkäufer für Fremde zu werden. Dieser Vormittag brachte sicher 500 Mark. Guter Zuschuß zur Rente. Herr Berndt hat die Vorstellung von Fettigem auf Brot. Das Auto federt prächtig. Herr Berndt betrachtet sorgenvoll die Nähte des Cut. Und der Kragen glänzt auch schon. Nun muß er schon wieder husten: die verdammte Lunge. Scheu lugt er zurück. Mister Whistler raucht behaglich die geliebte Pfeife. Olivia knabbert ein Stückchen Nußkonfekt. „Halt!“ Der Wagen quietscht, zittert, steht, der Pförtner des Restaurants eilt, die Kappe abgezogen, herbei. Mister Whistler will essen. Aussteigen. Er besinnt sich einen Augenblick, dann winkt er Herrn Berndt. Leicht beklommen trottet er hinterher.

Es gibt herrliche Speisen. Der Wein duftet. Die Kellner stehen stramm. Der Tisch bricht fast unter Schüsseln und Schalen. Vier Menschen essen eifrig. Ihre starken Kiefer mahlen. In ihren Augen ist die gesunde Freude des Appetits. Herrn Berndts Blicke tanzen entzückt über die Hummern, über den Schmelz der gelben Tunken, die leisen Blasen des Weins. Unbeachtet nimmt er sich, ohne sich zu schämen, eine gute Portion und ißt. Ißt. Wie lange ist es her, daß er so gute Speisen vor sich hatte. Oh, so lange —, na egal — nütze den Augenblick —. Herr Berndt ißt. Plötzlich wird er blaß. Legt Messer und Gabel hin. Eine Uebelkeit würgt ihn. Er erhebt sich, die Serviette vor dem Mund, verbeugt sich entschuldigend, stammelt: „Mein Magen — das gute Essen — nicht vertragen —.“ Und eilt hinaus.

Mister Whistler hat einen Augenblick zu essen aufgehört. Alle vier sehen ihm nach. „Poor dog, it's a pity.“ Und essen weiter.

Auf der Heimfahrt sitzt Herr Berndt käsefarben neben dem Lenker. Schweigend nimmt er im Hotel die fünfhundert Mark. Schweigend verabschiedet er sich. Aber Miß Olivia wendet unwillig den Kopf von dem Schein, der in Herrn Berndts Augen loht. Bei den Minenarbeitern zu Hause hat sie ihn oft gesehen.

*

Eine Tanzdiele. Vorort. Der junge Kaufmann ist mit Katia da. Katia heißt sie seit einem verunglückten Debüt in einem Varieté. Der junge Kaufmann spekuliert nicht an der Börse, vermittelt seine Waren. Er ist auch nicht mehr ganz jung. Kleine Fältchen sammeln sich in den Augenwinkeln. Er ist ein Mann an der Grenze seines Schicksals. Katia und sein Gehalt entsprechen einander nicht.

Die Jazzband dröhnt. Nebenan sitzt ein portugiesischer Großhändler. Der junge Mann kennt ihn aus dem Geschäft, wo er am Vormittag eine Stunde die beiden Inhaber und den Prokuristen in Atem hielt. Er trinkt seinen Mokka und sieht Katia an. Der junge Mann liest jeden Gedanken ab. Der andere senkt den Blick zum Kleide Katias. Sie errötet: Es ist ein guter Stoff. Aber es waren doch die Ersparnisse zweier Monate, die dafür draufgingen, denkt der junge Kaufmann. Der Blick steigt weiter. Nun ja, echt ist der Ring nicht und die Seide der Bluse. Kein Zweifel, sie kann ihre Gedanken nicht verbergen. Und das ist alles so schrecklich banal, so hundertmal dagewesen. Der junge Kaufmann streift die Zigarettenasche ab.

„Komm', diesen Tanz!“ Sie wehrt ab, erhebt sich: „Den nächsten.“ Sie hat den Portugiesen kommen sehen.

Sie tanzen. Die Jazzband kläfft wie eine Meute Hunde. Der junge Kaufmann sieht gar nicht auf. Er weiß, er ist überflüssig. „Schrecklich daß uns dies Langweilige, Eklige nicht erspart bleibt“, denkt er.

Erhitzt kommt Katia zurück. Er schweigt sie an. Sie stutzt. Dann nimmt sie, fast verstohlen, seine Hand und flüstert: „Ich werde mich nicht oft treffen. Und dann — wir werden reich sein — später.“

Der junge Mann schweigt tief in sich hinein. Der Portugiese erhebt sich, nickt, gibt eine Unsumme Trinkgeld dem sich den Wirbel verkrümmenden Kellner und geht. Die Jazzband gellt wie tausend Lachen. „Verfluchter Kitsch“, brummt der junge Mann und rechnet mechanisch auf dem Heimweg alles mögliche in Milreis um.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter, Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer, Berlin; für den Inseratenteil: Paul Grätz, Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.